

# Hintergrund

## Meinungen

### Aufplustern hilft

Wie schützen sich Frauen vor Belästigungen? Die Kolibris machen es vor **16**

### Wer hat's erfunden?

Interview mit dem Mann, der die weltweit erste Ehe für alle durchsetzte **21**

## Wie unsere Gymnasien Exzellenz verhindern



Die schweizerische Matura fördert Generalisten mit durchschnittlichen Leistungen. Das muss man nicht weiter verstärken, im Gegenteil, schreibt Nicole Althaus

Man muss kein Mathematikgenie sein, um zu begreifen, warum in der Schweizer Bildungspolitik von einer «Mathe-Misere» gesprochen wird. Die Zahlen sind einfach zu lesen: Zwar schneiden Schweizer 15-Jährige in Mathematik laut der Pisa-Studie 2018 überdurchschnittlich gut ab und zeigen auch in den Naturwissenschaften gute bis sehr gute Leistungen. Dennoch findet man an den Unis im Fachbereich Mint (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) kaum Schweizer Talente. Auf Stufe Doktorat dominieren Ausländerinnen und Ausländer mit einem Anteil von rund zwei Dritteln. Und auch der Anteil Frauen liegt mit 29 Prozent weit unter dem Durchschnitt der OECD-Länder.

Die mathematische Lust und Leistung der jungen Schweizer, vorab der Schweizerinnen, bleibt auf dem Bildungsweg an die Hochschulen auf der Strecke. In fast jedem vierten Maturazeugnis hierzulande ist die Note in Mathematik ungenügend.

Man muss darum auch kein Wirtschaftstudium absolviert haben, um zu verstehen, dass diese Zahlen dem Innovations- und Wirtschaftsstandort Schweiz Bauchweh bereiten. Fachkräfte in den Mint-Berufen fehlen. Diese Lücke füllen auch die Ausländer nicht, die sich in der Schweiz teuer ausbilden lassen. Laut einer Studie der Economiesuisse sind kaum zehn Prozent aller ausländischen Hochschulabsolventen später auf dem Schweizer Arbeitsmarkt tätig.

Was also tun? Braucht es einfach selektivere Kriterien, wie es einst Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann forderte? Lustlose Schülerinnen und Schüler könnten so schlechte Noten in Mathe für die Matura nicht einfach mit guten Noten in Musik und Französisch kompensieren. Oder soll man

Maturanden mit ungenügenden Noten in Deutsch oder Mathematik künftig gar das Reifezeugnis verweigern, wie das Economiesuisse jüngst vorgeschlagen hat?

Man muss keine Kinder an einer Kantonschule haben, um zu verstehen, warum angehende Maturanden sich in Kommentarspalten über die Unterstellung empören, sie seien Minimalisten und hätten in Mathe einfach abgehängt. Aber es hilft. Als Eltern sieht man, welche Unmenge an Stoff Gymnasialen heute zu bewältigen haben. Von Genetik über Informatik, von Biochemie bis zur Komposition: Neue Erkenntnisse schlagen sich im Stoff nieder. In Mathe helfen? Das können wohl nur noch Eltern, die ein Mint-Fach studiert haben. Also helfen sich schwache Schülerinnen und Schüler selbst und legen ihre Energie in Fächer, in denen sie gute Noten erzielen. So ist es im System angelegt. Macht das jemanden zum Minimalisten? Oder zum Rationalisten? «Glauben Sie mir, wer es bis zur Matura schafft, ist weder faul noch dumm», so der Kommentar eines Gymnasialen. «Wieso sollen einseitig begabte Schüler bei der Abschlussprüfung plötzlich durchfallen?», will eine andere wissen.

Die wichtigsten Gegenargumente sind damit gefallen. Mathematik ist bereits heute ein Selektionsfach. Das ist wegen seiner Wichtigkeit für den Studienerfolg - auch in Geisteswissenschaften - richtig. Nötig ist auch, die Grundkompetenzen für die Studierfähigkeit in Mathematik und der Erstsprache landesweit festzulegen. Schädlich ist es hingegen, Gymnasialen mit einer ungenügenden Note in einem der beiden Fächer durch die Matura fallen zu lassen. Das kostet den Staat viel Geld, und es verhindert Exzellenz. Einseitig Begabten würde der Weg zum Studium erschwert.

Und zudem: Was würde eine Selektion am Ende der Schulkarriere überhaupt noch brin-



Fällt ein junger Mann mit naturwissenschaftlichem Interesse und Desinteresse an den Gedichten von Else Lasker-Schüler aus dem Gymnasium, geht der Mint-Branche vielleicht ein Talent verloren.

gen? Eine junge Frau, die ihre Matur nach zig Nachhilfestunden mit einer 4 statt einer 3,5 in Mathematik abschliesst, wird sich kaum für ein Ingenieurstudium einschreiben. Fällt ein junger Mann mit naturwissenschaftlicher Begabung und Desinteresse an den Gedichten von Else Lasker-Schüler aber aus dem Gymnasium, geht der Mint-Branche vielleicht ein Talent verloren.

Das sind leider keine Klischees. Die Schweiz braucht nicht mehr Maturanden, die genügende, aber durchschnittliche Leistungen erbringen, sie braucht die richtigen 20 Prozent: darunter mehr Buben und mehr Kinder aus Nicht-Akademiker-Haushalten. Fakt ist: Begabte Schüler, die ihre Intelligenz nicht so gut in Noten umsetzen können, etwa weil sie zu Hause nicht gefördert werden, bleiben auf der Strecke. Und längst ahnt man auch, dass zu frühe Selektion an die Kantonsschulen die Mädchen gegenüber den Knaben bevorzugen.

Die schweizerische Mathe-Misere hat immerhin dazu geführt, dass die Bildungsbranche sich mit den Gründen für die weibliche Mathematikunlust auseinandergesetzt hat. Sie liegt unter anderem an der Unterschätzung des eigenen mathematischen Könnens und an der einseitigen Ausrichtung des Unterrichts auf Wettbewerb und Selektion. Einen grossen Einfluss dürfte aber auch die Orientierung der jungen Frauen an den weiblichen Lebensläufen in unserem reichen Land haben: Sie lassen sich bei der Studienwahl zu wenig von Karrierechancen leiten, sondern wählen ein Fach, das dereinst familienkompatible Teilzeitarbeit zulässt. Die Leistungsunterschiede in Mathematik zwischen den Geschlechtern sind in Island, Schweden und in Finnland am geringsten. Es sind die Länder mit der höchsten weiblichen Erwerbsquote. In der Mathematik nennt man das direkte Proportionalität.

## Ein Rocker für die Roten

Dennis Lück, Werber, koordiniert vom Aargau aus den Wahlkampf der deutschen SPD mit. Nun führt sein «Produkt» Olaf Scholz plötzlich die Umfragen an. Von Rafaela Roth

Wenn man Dennis Lück auf das neueste Wahlkampfvideo der Grünen Partei Deutschland anspricht, fasst er sich kurz mit beiden Händen an die Glatze, duckt sich etwas und verzieht sein Gesicht, als hätte er gerade einen Elfmeter verschossen. Das Video war die Peinlichkeit der deutschen Bundestagswahlkampfwoche. Es wirkt wie eine Art Kinderlied fürs Klima. Wahrscheinlich läuft es immer gleich: Irgendwo denkt irgendwer, das sei eine gute Idee, und dann stoppt es keiner mehr. Es entsteht eine Verkettung unglücklicher Umstände, die Songzeilen werden geschrieben, geschliffen, «Yeah, das wird cool», sagt jemand, erste Aufnahmen, Dreh, Regie - plötzlich arbeiten schon 80 bis 90 Leute daran. Es wird gebracht, dann lachen alle, und es gibt keinen Notfall-Plan. «Mir tat das leid», sagt Lück - und Mitleid ist wohl das Schlimmste, was einem unter Werbepassieren kann.

Dennis Lück hat eigentlich gerade gute Laune, das passiert ihm oft. Der 44-Jährige sitzt in seinem «Loch» in Wohlen, Aargau, im Home-Office im Keller seines Wohnhauses. Hinter ihm an der Betonwand glänzen seine 40 E-Gitarren, und sein «Produkt» in Deutschland performt. Kanzlerkandidat Olaf Scholz steht an der Spitze der Umfragen, die SPD ist gerade beliebter als die Union. Ein Teil dieses Erfolgs gehört der deutschschweizerischen Werbeagentur Brinkert-Lück, obwohl sich Lück da bescheiden gibt: «Das hat mit dem Produkt, nicht mit der Agentur zu tun. Scholz hat gute Inhalte und kann die glaubhaft vermitteln.»

Konzipiert haben er und Raphael Brinkert das alles im letzten Herbst, das Grundgerüst einer Kampagne, die nun für alle Eventualitäten funktionieren soll. Brinkert führt das Büro der Agentur in Hamburg, Lück jenes in der Schweiz, die beiden kennen sich seit



Er ist einer, bei dem das Glas immer dermassen halbvoll ist, dass man fast schon misstrauisch wird.

Jahren. Ihre Hauptidee war das Rot, die SPD müsste den Leuten wieder rot erscheinen: «Soziale Politik für dich», «Jetzt 12 Euro Mindestlohn wählen», «Scholz packt das an». «Einfachheit gewinnt immer. Immer, immer», sagt Lück und wirkt schon wieder begeistert. Bis letztes Jahr war er noch Kreativchef bei einer der besten Werbeagenturen der Schweiz, Jung von Matt Limmat, wurde Werber des Jahres 2017, gewann Dutzende Awards, erhielt das Etikett «Starwerber». Dann wollte er wieder näher ans Spielfeld, sagt er. In der Corona-Pandemie machte sich Lück mit Brinkert selbständig und sucht nun, nach langer Home-Office-Zeit, für sich und seine 13 Schweizer Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter Büros. Aargau, Schlieren, Zürich - «die Suche verläuft basisdemokratisch und emotional», sagt Lück, lacht. Er ist einer, bei dem das Glas immer dermassen halbvoll ist, dass man fast schon misstrauisch wird.

Für die «NZZ am Sonntag» schrieb Lück eine Weile lang Kolumnen und auch einmal, warum die Wirtschaft mehr Optimisten braucht. In der Schule würde er am liebsten das Fach Kreativität einführen. «Wir würden lauter Lösungsfinder ausbilden.» Kreativität sei kein Geschenk des Himmels, sondern eine Technik, die man lernen könne.

Ihm wurde sie zuerst von seiner Mutter beigebracht. Er wuchs mit einer jüngeren Schwester im deutschen Saarland auf. Der Vater war Profimusiker, Mutters Gutenachtgeschichten hatten einen Twist: «Erzählt die Geschichte selber mit einem anderen Schluss», sagte sie zu ihren Kindern, und die bettelten beim nächsten Mal: «Erzähl die Geschichte von gestern, aber noch einmal ganz anders.» Die Kinder wurden kreativ. Heute gibt er dies seinen eigenen drei Kindern weiter. Er lebt in Wohlen mit der Frau, die er schon bei seiner ersten Stelle kennengelernt hat.

Lück machte das Abitur, begann ein Studium als Dolmetscher, übersetzte für den Industriekonzern ThyssenKrupp und wollte dann mit 23 selber kreativ sein. Die Hamburger Werbeagentur Scholz & Friends nahm ihn als Praktikanten und entdeckte sein Talent. 2010 kam er in die Schweiz, im Jahr darauf landete er den Coup, dem er alles zu verdanken hat; die Weihnachtskarte von BMW. Der Illustrator sollte sie bei voller Fahrt in einem BMW-Rennauto zeichnen. Die Karte sah richtig hässlich aus. In der Branche wollten alle wissen, wessen Idee das war. Lück als Schweizer Starwerber war geboren. Die andere Idee wäre Musiker gewesen. Wenn er den Anzug loswerden will, zieht er sich ein Band-Shirt über und geht zum Heavy-Metal-Festival. Das macht dann noch mehr Krach.

